

Klaus Hemmerle zuschauen wie er auf die Welt zugeht und in und mit ihr lebt

Meditation mit den Fokolaren aus Deutschland

in Hünfeld am 30.12. 2012

Wilfried Hagemann

1. Vorbemerkung

Es gilt, immer neu durchzuhören aus das WORT:

So las ich am 10. DEZEMBER im Jahreslesebuch „Gottes Zeit - Unsere Zeit“:

Durch alle Begegnungen und Erfahrungen,
durch alle Situationen und menschlichen Worte gilt es
durchzuhören auf das WORT,

statt stecken zu bleiben bei Eindrücken,
Sympathien, Ängsten, Berechnungen.

Durchhören auf das WORT -

und ihm unseren Augenblick, unser Leben einräumen,
damit es eben in uns Fleisch werden kann für andere:

Dann ist Weihnachten nicht nur Erinnerung,

sondern Zeugnis. Es wird glaubhaft,

dass das Wort Fleisch geworden

ist und unter uns wohnt.

Aus: Das Wort für uns, 22f

2. Die Quellen der Weltbegegnung von Klaus Hemmerle

K.H. war von Kindheit an auf das Sehen und Wahrnehmen eingestellt. Er war in gutem Sinn neugierig, an der Welt und den Menschen interessiert. Das hing gewiss mit der Feinheit und echten Sensibilität seiner Mutter und mit Maler-Beruf seines Vaters zusammen. Ein Maler muss hinsehen, nimmt Proportionen wahr, will Neues ersehen und in seiner Kunst verarbeiten. Bei Bernhard Welte, den er 1947 als junger Theologiestudent kennen lernte, faszinierte und elektrisierte ihn geradezu dessen offene und grundsätzlich unverstellte Weise eines Sehens, das dieser mit den Worten umschrieb: Jede Wirklichkeit hat das Recht sich zu zeigen, wie es ist. Bemerkenswert ist nun, dass sich bei K.H. dieses Sehen auf alles, was es gibt, bezieht und darum den Glauben und dessen Inhalte mit in den Blick nimmt. Deswegen können wir sagen: Je mehr K.H. in den Glauben hineinwuchs, desto mehr verdichtete sich sein Verhältnis zur Welt. Die Begegnung mit Chiara und das Eintreten in das Charisma der Einheit vertiefte diesen Vorgang, auf alles neugierig zu werden, auf die Welt zuzugehen, sich auf sie einzulassen, von ihr zu lernen, ja sich von ihr beschenken zu lassen. Die Begegnung mit Bernhard Welte,

seit 1943 Dozent und später nach dem Krieg Professor für Christliche Religionsphilosophie innerhalb der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg, legte in ihm diese Art des Sehens und Denkens frei, die offen war für jede Wirklichkeit, sie schärfte seinen Blick gleichzeitig die Welt und für das Ideal der Einheit und dadurch für die Kirche. Bei Welte lernte er vom Beginn seines Theologiestudiums 1947 bis zur Promotion und Habilitation über die Philosophen Franz von Baader und F.W. Schelling 1967 und blieb zeit seines Lebens fasziniert von dessen Ehrlichkeit, Freiheit und Offenheit im Denken und dessen Bereitschaft unter diesen Prämissen sein Leben im Gehorsam zu gestalten. Bei Welte erlebte er, dass Denken zum Glauben führt, wenn es sich unabgesichert loslässt ins Bodenlose des Seins. Durch Chiara lernte er in Jesus dem Verlassenen jene Pupille kennen, die den Blick auf den dreifaltigen Gott und auf die Welt freigibt. Bei Chiara lernte er Jesus in der Mitte kennen als einen Ort, an dem sich alles Denken, Sehen, Zugehen, Empfangen und Geben und Mitsein in für ihn immer wieder neuer und überraschender Weise verdichtete, so dass er die Aporien bewusst zulassen, durchleben und manches Mal auch *erscheitern* konnte. Alles durfte und darf zur Frage werden und nur, wenn alle Fragen zugelassen sind, konnte sich die Antwort „zeigen“.

Das habe ich oft im Urlaub erlebt, wenn wir eine neue Spur im Gelände suchten: dieses Fragen und Zulassen der Ungewissheit, das Vermeiden einer schnellen Antwort oder Lösung und dann ein erstes Hören, das ein Hinhören, ein Warten, eine Offenheit war, und dann das Sehen einer neuen Spur, ja die Freude, wenn sich ein Weg im unsicheren Gelände der Macchia „zeigte“. Bei solchem Suchen von Wegen war dem Klaus immer die Urerfahrung von Welte präsent, die dieser immer wieder seinen Schülern erzählte:

„Im März 1943 konnte man im übervollen Auditorium der Universität Freiburg von Heidegger Worte wie die folgenden hören: ‚es muss versucht werden, das Sein selbst zu denken ... dies ist ein Denken, das plötzlich ist, nur jedes Mal und immer neu durch einen Sprung erreichbar, abspringend vom Seienden in das Bodenlose Das Sein ist kein Boden, sondern das Bodenlose. Es bleibt von Boden und Grund gelöst und bedarf ihrer nicht.“

Diese Gedanken über das Sein, wie sie Heidegger vermittelte, waren nicht nur für Welte, sondern auch für seine Schüler revolutionär. Das Sein als das Bodenlose zu denken - dies öffnete Perspektiven, die gerade die Kriegs- und Nachkriegsgeneration begierig aufgriff. Die Begegnung mit Heidegger veränderte Weltes Weise, das Sein zu denken. Er hatte den Eindruck, dass ihm zum ersten Mal der Wirklichkeit gegenüber eine Offenheit aufblitzte, die für ihn ein Leer-sein dem anderen gegenüber ist; dies hat mit einer ganzen Stufenleiter von Schweigen und immer neuem Hinblicken zu tun. (Verliebt in Gottes Wort, S. 37)

Was ihm ganz persönlich widerfuhr, als er dem Denken Heideggers über das Sein begegnete, ist in einer autobiographisch zu nennenden Notiz zu lesen, die Welte in den Anhang seiner Vorlesung vom Sommersemester 1943 „Einführung in die Metaphysik“ [nur als Manuskript erhalten] aufgenommen hat. Da lesen wir: *„Nichts‘ denken. Reines Denken mit dem ganzen Einsatz des Assensus. Stille. Offenheit. Abgrund. Aussagelos. Verstummen. Einzigartige Denkmöglichkeit mit nichts anderem vergleichbar, non solum a parte objecti sed a parte intellectus“¹. Und dann: „Beladen mit der Realität von Welt und Selbstsein: welches auf dem Bodenlosen bodenständig ist.“ (a.a.O. S. 38)*

¹ non solum a parte objecti sed a parte intellectus = nicht nur von Seiten des Objekts, sondern auch von Seiten des denkenden Subjekts.

3. Klaus Hemmerle nimmt Fragen auf

Wenn er predigte oder einen Vortrag hielt, hat er mit großer Redlichkeit dargestellt, was zum gleichen Thema andere eventuell anders sagen oder denken könnten. Er nahm die Fragen auf, stellte sie vor, verschärfte sie manchmal sogar und nahm seinem gedachten Gegenüber nicht den Atem. Und dann gab er seinen Gedanken, seine Einsicht, sich selbst, manchmal wehrlos, erschreckend bis zur Anstößigkeit wehrlos. Er zeigte, was er dachte und warum er es dachte und ließ dann den Zuhörer frei.

So war es auch bei der Eröffnung des 90. KT von Berlin 1990, bei dem er vor dem Charlottenburger Schloss die Eröffnungsworte sprach.

Er lässt 2 Berliner zu Wort kommen:

Gehen da zwei Freunde durch Berlin. Zum Katholikentag wollen sie nicht. Aber das Wort springt ihnen ins Auge: „Wie im Himmel so auf Erden“. Fragen werden laut. Etwa: Woher wollen die wissen, wie es im Himmel ist? Und wenn sie es wüssten: wie [60] wollten sie den Himmel auf die Erde bringen? Wie im Himmel so auf Erden - heißt das: wie im Himmel so in Berlin? Dann aber müsste auch gelten: wie im Himmel so in Peking, in Soweto oder in den Slums von São Paulo. Und ist das nicht Zynismus? Das Wort „Wie im Himmel so auf Erden“ erscheint so wie ein Tischtuch, das die beiden Enden, Himmel und Erde, doch nicht zusammenbringt.

Anderen kommt anderes in den Sinn bei diesem Wort: Wie im Himmel so auf Erden.

Erinnerungen tauchen auf, Bilder vom 9. November 1989 in Berlin. Sie sind Jahrhundertbilder geworden, gemeinsam mit ähnlichen Bildern aus Städten unserer Nachbarn im Osten und Südosten. Jener Augenblick unserer jüngsten Geschichte wird lebendig, der vielen wie ein Wunder erschien.

Doch festhalten kann man solche Augenblicke nicht. Wenn man aus ihnen ein Programm machen will - „Wie im Himmel so auf Erden“ -, dann führt das nur wieder in die Enttäuschung: Tischtuch zu kurz, um Himmel und Erde zu einen.

Wie aber können wir den Himmel erden?

Blicken wir nochmals auf die Bilder vom 9. November 1989. Was ist damals passiert? Mir scheint, die Ereignisse haben vier Namen in den Himmel jener Nacht geschrieben.

Der erste Name heißt Freiheit. Menschen erfuhren: Das Unglaubliche geschieht, die Verhältnisse können sich ändern. Ich kann heraus, heraus in einen offenen Raum.

Der zweite Himmelsname lautet: Begegnung. Menschen, die sich nicht kannten, erfuhren: Wir haben aufeinander gewartet. Raum der Freiheit, das ist nicht leerer Raum, sondern offener Raum, Raum in dir für mich, Raum in mir für dich.

Doch es blieb nicht bei unverbindlicher Sympathie. Der Himmel der Begegnung hob nicht ab von den irdischen Nöten und Bedürfnissen. Man verstand: Die Mauer des behäbigen Habens muss einbrechen. Das Meine ist dein, das Deine ist mein. Leben teilen heißt der dritte Himmelsname.

Und so öffnet sich sogleich der vierte, es ist ein Doppelname: Himmel zwischen uns - Himmel über uns. Der Himmel zeigte seine Spur in neuen Beziehungen zwischen den Menschen. Aber er verlor nicht an Höhe. Aus den Herzen - nicht nur der Frommen - stieg etwas wie Dank und Lobpreis zu ihm auf. Viele spürten: Nicht ein berechnender Menschenplan oder ein verfügender Menschengriff zog den Himmel in ihre Mitte; es war ein Geschenk von oben, ein Anruf von oben. Freunde, die dabei waren, berichteten mir vom Wenzelsplatz in Prag, und es liegt in der Linie vieler Erfahrungen auch von Friedensgebeten in Städten der DDR: Menschen, die zuvor nicht zu beten wussten, stimmten ein in den Chor: „Vater unser im Himmel, ... dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.“

Hier haben wir die entscheidende Stelle erreicht. Es gibt einen Willen, der stärker ist als die Verhältnisse. Er ist stärker auch als unser so oft launischer, gewalttätiger oder gebrechlicher eigener Wille. Es ist der Wille des lebendigen Gottes. Und dieser Wille Gottes lebt in dem Jesus, der unsere Erde in den Himmel der Zukunft trug und mit seinem Geist

zugleich den Keim dieses Himmels auf die Erde warf. Wenn wir aus eigener Kraft Erde und Himmel verbinden wollen, dann bringen wir es höchstens bis zum Turmbau von Babel. Die Menschen verstanden sich nicht mehr, ihre Sprache verwirrte sich, ihre Wege trennten sich. Wo wir aber miteinander beten: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden!“, wo wir miteinander versuchen, in der Spur dieses Willens zu gehen, da ist Hoffnung. Und dieser Hoffnung können die vier Namen, die wir am Geschehen jenes 9. November ablesen, die Himmelsrichtungen weisen.

Am 10. November traf ich mich mit Klaus „regulär“ wie alle 6 Wochen, um Themen des ZdK zu diskutieren. Er wollte dies in einer lockeren Atmosphäre tun, unter Gebet und Wandern. Der 10. November 1989 veränderte alle Pläne. Wir gingen statt wie geplant ins Hohe Venn durch den Stadtwald von Aachen zum Wallfahrtsort Moresnet, der in Belgien, ganz in der Nähe lag.

4. Klaus Hemmerle sieht und ordnet das Gesehene

Bei seinem Einführungsvortrag zur Kunstaussstellung des Aachener Diözesanpriesters Herbert Falken in Aachen macht er sich 4 Notizen, in denen er auffängt, was er beim ersten Durchgang gesehen hat, später veröffentlicht unter dem Titel Herbert Falken, Christusbild - Menschenbild (Ausstellungseröffnung 30.8. 1986, Aachen). Ich zitiere die Notizen und seine Deutung.



Die erste Notiz hieß: Die Bilder haben einen Inhalt, aber kein Sujet; die Bilder sind Knotenpunkte. Sie sind Knotenpunkte eines Geschehens zwischen Herbert Falken und der Sache, zwischen Herbert Falken und mir, zwischen der Sache und mir.

Die zweite Notiz steht in der Nähe der ersten: Das Gestaltete ist das Ich. Nicht in dem Sinn, als wären alle Bilder von Herbert Falken Selbstporträts oder Ansprachen, die nur in der Weise auf mich zielten, dass ich mich ihnen sozusagen moralisch stellen sollte. Hier wird kein Gegenstand gestaltet, sondern wir werden mit hineingenommen in den Vollzug des Selbstverständnisses des Malenden. Er malt, um ein anderer zu werden. Er malt seine elementare, mit seinem Dasein identische Erlösungssehnsucht. Er malt sein Sich-Stellen und wird so in dem, was er malt und wie er malt, ein anderer. Er gestaltet sein Ich, indem er etwas gestaltet. Aber nicht nur sein Ich, sondern auch das meine, denn dieses „Sieh!“, dieses „Ecce!“, das die Gebärde und Kraft des Bildes ist, betrifft: mich. Was geht mich unbedingt an? Wann bin ich betroffen? Wenn einer zu mir sagt: „Ecce!“, wenn ich aufgeboten bin zum Sehen.

Das Dritte, was ich mir notiert habe: Alles kommt mit allem ins Spiel. Wir könnten mitunter erschrecken, wie Dinge ineinanderfließen, sich überlagern; wie scheinbar bloß formale Assoziationen zusammenkommen; es wird eingewandt: Man kann doch Jesus damit nicht zusammenbringen, das Geheimnis nicht zusammen mit so etwas abbilden. Die Dinge überlagern und assoziieren sich aber nicht aus einem Mutwillen, nicht aus einer hintergründigen Reflexion, sondern aus einem Zusammengespielt- und Zusammengefügtsein, in dem eines das andere provoziert, eines dem anderen zur Frage und vielleicht auch zur Botschaft wird.



Und auf ein Viertes möchte ich aufmerksam machen. Man denkt nicht nur an sich selber und an das, was man gesehen hat, sondern auch die Formen prägen sich ein, die Gestalt. Aber in diesem Ich und Er tritt ein dritter auf. Dies scheint paradox, gerade weil die Beziehung exklusiv ist; gerade weil ich inkommunikabel, einmal und einmalig bin; gerade weil ich unabgebbar „serrato a me“, an mich gefesselt, mir aufgegeben bin - gerade darum entdecke ich den Menschen, die Menschheit, das Ganze.

Hier kommt ein Wort von Chiara ins Spiel, das Klaus so sehr liebte. Beim Besuch im Haus von Falken durfte ich dem Gespräch zwischen beiden lauschen und erinnere mich, wie Klaus aufschrieb: Meine Nacht kennt keine Dunkelheit (Nox mea obscurum non habet).

Und dann schrieb er weiter: Jesus, verlassen, umarmt, an mich gepresst, gewollt als das einzige exklusive Alles, eins mit uns, und wir eins mit ihm, Schmerz geworden mit IHM Schmerz, das ist alles, so wird man Gott die Liebe.

(Gesù abbandonato, abbracciato, serrato a sé, voluto come unico tutto esclusivo, consumato in uno con noi, consumati in uno con lui, fatti dolore con lui Dolore: ecco tutto. Ecco come si diventa (per partecipazione) Dio, l'Amore). (In: Chiara Lubich, La dottrina spirituale, S. 48).

Es sind kommunikative Bilder, die durch das Nadelöhr der Einsamkeit hindurch mitteilbar sind und das Ganze aufschließen im innersten Punkt meiner selbst. Weil ich mich mir und Ihm stelle, entdecke ich den Menschen. Kann ich zum Menschen sprechen, kann ich den Menschen aussagen? Ausgerechnet das allgemeinste Bild in der ganzen Geschichte der Christenheit ist das Bild dessen, von dem die Umstehenden sagen können: „Seht, ob ein Schmerz ist wie mein Schmerz“ (Klgl 1, 12). (...) Und indem die Menschheit ins Spiel kommt, kommt Er und komme ich ins Spiel.

Das Ergebnis:

Und ich gestehe etwas sehr Persönliches, von dem ich aber glaube, dass es über das Persönliche hinaus des Nachdenkens wert ist: ich habe in Herbert Falken meine katholische Christologie neu gelernt. Noch einmal muss ich betonen: Falken hat hier keine Lehrbilder zur Christologie entworfen, er hat keine Lehrsätze inszeniert, er hat keine Dogmen illustriert, sondern er hat mich entdecken lassen: Das ist ja das, was ich als Christ in meiner Zeit glaube.

Ich habe vier christologische Dogmen neu buchstabieren gelernt in diesen Christusbildern und auch in denen, die scheinbar keine sind.

Zunächst verstehe ich Menschwerdung neu. Im Grunde liegen die Bilder auf der Zielgeraden jenes bewegenden Pauluswortes, das für mich den Beitrag des Paulus zum Menschenbild überhaupt bedeutet: „Soweit ich aber jetzt noch in dieser Weite lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat.“ (Gal 2, 20)

Ich verstehe Stellvertretung neu. Jesus hat, so sagt es Johannes Paul II. immer wieder im Rückgriff auf „Gaudium et spes“ (Nr. 22), das Schicksal eines jeden Menschen gewissermaßen zu seinem eigenen gemacht. Theologischer Spekulation bleibt es eine fremde Frage: Wie kann einer in einer einzigen Lebensgeschichte, wie kann einer in einem einzigen Schrei seiner Gottverlassenheit, wie kann einer in drei Stunden am Kreuz die ganze Menschheit aushalten und ausleiden und übernehmen?

Ich habe neu Pascha halten, Kreuz und Auferstehung neu entziffern gelernt. Ich muss Ostern nicht verschweigen, weil es gerade nicht das glückliche Ende eines verharmlosten Todes ist, sondern Ostern ist hier erscheiterte Erlösung: Erlösung - aber erscheitert. Gelingen muss immer erscheitert werden; Erlösung muss erscheitert werden. Wenn nicht alles eingesetzt und weggegeben, wenn nicht alles preisgegeben ist, wenn nicht der letzte Tropfen Blut ausläuft, wenn nicht die letzte Reserve meiner Verbindung mit dem Vater

weggegeben, ihm zur Disposition gestellt ist, dann bin ich nicht ganz in der Liebe, die mich erlöst und die bis zum Letzten, eis to telos, geht.

Noch etwas habe ich neu erfahren: das vielleicht geheimnisvollste Dogma, das dem Menschen von heute am meisten entrückt erscheint, den Glaubenssatz von dem Wort, das von Anfang an war und das bei Gott war, und das als Wort sagt, dass dieser Gott Liebe ist. Aber sehen wir tiefer hinein, nicht nur in die Bilder, sondern auch in die Dogmen und Sätze. Wenn hier Form gelingt, wenn hier Gestalt mich trifft, wenn ich hier der Angerührte, Gesegnete, Verletzte bin, begegne ich dem Wort, das nicht ich schaffe, sondern das mich schafft. Und dann sucht er, der so malt und uns so begegnet, dieses Wort; er sucht in seinem Ihn-nicht-Loslassen dieses Wort in Ihm, in diesem Er, in Christus. Es gibt kein anderes Wort; es ist das erste, da-hinter ist nichts anderes mehr und alles ist von dort. Dieses Wort ist nicht verfügbar, es spricht nur, wenn ich mich ins Spiel, ins erscheiternde Gelingen einlasse. So, nur so, ist es wirklich das Wort. Und so darf ich in diesen erlittenen Bildern doch den Glanz jener Erlösung sehen: Menschsein ist kostbar; das Schreckliche muss getragen werden; es lohnt sich, weil darin ein Wort mir zuwinkt, das einfach sagt: ja, du darfst und du sollst, lebe, wage. Also doch, ganz leise, ganz keusch: Gott ist Liebe.

Und dann sagt er ihm ganz persönlich:

Ich möchte Ihnen, lieber Herbert Falken, sagen: Gebier Ihn, dann gebiert Er dich. Wage diesen Geburtstod immer wieder. Entdecke, dass Tod und Geburt, Pascha und Inkarnation auf merkwürdige Weise dasselbe sagen. Und wenn Er nicht da ist und wenn es nicht geht, tu es trotzdem, lebe! Gestalte! Bleibe dabei! Gebier Ihn, erstirb Ihn, dann gebiert Er dich und erstirbt Er dich.

5. Er findet oft ein plastisches Bild,

so bei einem Gottesdienst für die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Katholischen Öffentlichen Büchereien des Bistums (Die Welt eine Bücherei - Ansprache am 5.12. 1992 in Aachen)

Die Welt ist ein Weltdorf.

Die Welt ist ein Welttheater.

Die Welt ist ein Weltkonzert.

Die Welt ist ein Welt-Spiel-Sportplatz.

Die Welt ist auch eine Bücherei.

Und zwar eine Katholische, eine Öffentliche Bücherei. Sie umfasst alles, „katholisch“. Sie ist jedem zugänglich, der in ihr lebt. Was soll das heißen? Alles ist lesbar. Alles ist deutbar. Alles spricht.

Das Wort ist uns gesagt in den Dingen. Das Wort ist uns gesagt in den Ereignissen. Das Wort ist uns gesagt in den Verhältnissen. Das Wort ist uns gesagt in den Taten und Untaten der Menschen.

Das Wort ist uns gesagt in den Katastrophen und Zusammenbrüchen, in den Lockungen und in den Zeichen, die in die Zukunft weisen. Das Wort ist uns gesagt im Gespräch.

Alles ist Wort. Alles will gelesen, alles will gedeutet werden. Und dieses große Buch, das in jedem aufgeschlagen ist, ja, diese große Bücherei, die die Welt im ganzen ist, mit allen ihren vielen Angeboten, mit allen ihren vielen Deutungen, mit allen ihren vielen Möglichkeiten, mit allen ihren verschiedenen Blickwinkeln, besteht aus unzählig vielen Büchern, die alle dieselbe Autorengruppe zu ihren Urhebern haben: die Autorengruppe Gott und Mensch.

Es gibt einen großen Heiligen, einen der größten, der eigentlich durch ein Kind, das unbewusst ein Bibliothekar war, den Glauben gefunden hat. Es war Augustinus. Er war in einem sehr schwierigen Prozess innerlich mit drinnen und wusste nicht, wie es damit weiterging. Und während er so rang mit sich, hörte er ein Kind ein Liedchen singen: „Tolle

lege, tolle lege, tolle lege.“ Und das ist nicht etwa der Anfang eines Wortes, eines deutschen Wortes „Tolle Legehenne“, sondern es heißt: „Nimm und lies.“ Tolle lege: nimm und lies!

Dann hat er das Buch genommen, dann hat er das Wort entdeckt, und so ist er einer der großen Bibliothekare in Gottes Weltbücherei geworden. Die kleinen Augustinuse sind überall. Seien Sie das Kind, sagen Sie: „Tolle lege. Nimm und lies!“ Dann wird sein Wort auch in Ihrem Dorf, auch in Ihrer Stadt Weltgeschichte machen.

6. Der Weg des Denkens in 7 Stufen nach B. Welte

Am 17.10. 1993, also 3 Monate vor seinem eigenen Tod, würdigt Klaus im Gedenken an den zehnten Todestag von B. Welte in der Kath. Akademie von Freiburg die Weite des Denken im Glauben - Weite des Glaubens im Denken. Sieben Schritte sind es, die Klaus entfaltet, die ich hier mit den Worten von Klaus kurz und knapp vorstelle.

I. Grundsätzlich offen sein für jedwede Wirklichkeit

Welte war fasziniert von den Sternen, er erschrak vor dem Nichts zwischen dem Etwas, ihn faszinierte die Wirklichkeit, und so [224] begegnete er als Glaubender dem Geheimnis Gottes: „Wenn diese Wirklichkeit mit Ihm zu tun hat, dann muss ich einen Weg für mein Leben wählen, auf dem ich mich damit beschäftige.“ Dieses Offensein für Wirklichkeit, für die Weltwirklichkeit und für die letzte Wirklichkeit nahm Bernhard Welte auf seinem persönlichen Lebens- und Berufsweg in Anspruch.

Drei Grundentscheide stecken in dieser Berufs- und Lebenswahl. ~~Der eine Grundentscheid:~~ Wirklichkeit, jedwede Wirklichkeit, hat das Recht, von uns gedacht, von uns ernstgenommen zu werden, sich uns anzutun, sich uns zu erschließen und uns darin zu verändern. Dieser Grundentscheid von Bernhard Welte ist ein ganz geistlicher und ein ganz säkularer, beides zugleich. Denn die letzte und äußerste Wirklichkeit macht sich fest und begegnet *in* den Wirklichkeiten, im Staunen über sie, im einfachen Sehen, dass sie da sind. Darüber kann ich nicht zur Tagesordnung übergehen.

Damit ist aber ein zweiter Grundentscheid verbunden: der Grundentscheid für den Menschen. Der Mensch ist das Wesen, das die Pflicht und das Recht hat, die Helle und die Möglichkeit, alles das zu sehen, zu bedenken und so in seine Wahrheit, sein Licht, seine Kostbarkeit hinein zu bergen. „Anima est nata convenire cum omni ente - die Seele ist geboren, mit allem Seienden in eins zu kommen“, dieser thomastische Satz war Bernhard Welte sehr wichtig, er nannte für ihn die Bestimmung des Menschen. Der Mensch muss sich die Wirklichkeit in ihrer Fülle zumuten, er muss sich den Fragen stellen; dies ist kein Zwang, sondern die Größe, die Freiheit, die Weite des Menschen.

Sie werden auf seinem weiteren Weg durch einen dritten Grundentscheid ergänzt, der nicht ganz neu ist und doch einen anderen Akzent setzt: Alle Gedanken haben das Recht, von uns mitgedacht zu werden. Das ist eine ganz andere Weise als „Ich muss alles wissen“. Nein, er brauchte nicht alles zu wissen; er war gelassen, dass er vieles nicht gewusst hat. Aber er konnte mit einem Gedanken nicht so umgehen, dass er ihn einfach ins Regal ablegte und mit einem Schild „idealistisch“, „existentialistisch“, „thomastisch“ oder sonstwie abstempelte, sondern er betonte immer wieder, dass der Gedanke ihn einlädt: „Jetzt schau, was hinter mir steht. Glaubst Du, dass der, der mich gedacht hat, so banal war, dass er nur aus anderen Büchern etwas zusammengeschrieben hat? Merkst Du nicht, dass sich auch hier jener Duft der Frische und der Wirklichkeit findet, den Du an einem frischen Feldblumenstrauß riechst? Solltest Du mich nicht doch denken?“ Das Recht der Gedanken, von ihnen selbst her mitgedacht zu werden, das ist der dritte Grundentscheid.

Die drei Grundentscheide: Das Recht der Wirklichkeit, von uns gesehen zu werden; die Pflicht des Menschen, die Wirklichkeit an- und ernst zu nehmen; das Recht der Gedanken, in

uns freundliche Mitdenker von ihnen selbst her zu finden, - sie sind die Elemente, in denen eine unabschließbare Weite sich birgt.

II. Offen sein gegenüber allen Methoden

Ich verpflichte mich nicht auf nur eine von außen beschreibbare Methode; ich ziehe nicht alles über einen Leisten. Ich habe nicht *eine* in sich stimmige Begrifflichkeit oder eine in sich stimmige Weise, zur Wirklichkeit Zugang zu finden, sondern ich halte mich offen - im *intellectus possibilis* als meinem Mich-Offen-Halten für alles.

Es ist vielmehr die weiteste Weite der Phänomenologie - beinahe eine Metaphänomenologie -, wenn er davon ausgeht, dass er nur in der Offenheit für die Vielzahl der Weisen des Sich-Erschließens von Wirklichkeit dieser selbst gerecht werden kann. Es braucht eine beständige Wahrheit, eine beständige sapientia, ein ständiges „Schmecken“: Welche Weise zu denken muss ich jetzt, hier, ernst- und wahrnehmen?

Nichts zulassen, was nicht gesehen, nichts behaupten, was nicht wahrgenommen, ernstgenommen, vernommen, gehört, nichts, was nicht in gewisser Weise durchlitten ist.

Welte hat eine dritte Grundentscheidung getroffen: Er entdeckte überall - und zwar nicht nach Art einer frömmelnden Katechese, die allenthalben „das fromme Jesulein“ finden möchte, sondern aus der inneren Beachtung der Wirklichkeit - einen Hinweis, einen Wink auf das Geheimnis; das Angeschautsein von einer Wirklichkeit, die wunderbar ist; das Entdecken des Menschen, der, wenn er seine eigenen Determinationen feststellt, dennoch im Gegenübersein bleibt; das Innewerden der Verantwortung, die auch dann nicht weggenommen wird, wenn die Bedingungen ihrer Möglichkeit im menschlichen Gehirn aufgedeckt sind. Das der bloßen Erklärung Entgehende, was uns in allem zuwinkt und was nicht aufgelöst werden kann, jene nicht nur formale Absolutheit und Unendlichkeit, die „im Winken“, wie er so oft sagte, „des Geheimnisses“ in den Phänomenen da ist, markiert einen dritten Grundentscheid. Welte entzog sich nicht dem, was im Phänomen dieses übersteigt und es gerade so erst in seiner vollen Phänomenalität konstituiert.

III. Denken ist immer mit - denken

Der Ort, an dem die Wahrheit wohnt, der Ort, an dem der Gedanke sich konstituiert, der Ort, an dem das Phänomen in seiner ganzen Breite gesehen werden kann, ist jenes Selberdenken, das zugleich ein Mitdenken, ein Denken auf den Anderen zu und von ihm her ist. Nicht mehr in der abgeschlossenen Kapsel des Ego sitzt der innere Richter und der innere Zuspruch der Wahrheit, sondern in der verborgenen, sich entziehenden und doch gewährenden Mitte, die in den vielen inneren Ich-Punkten sich unterschiedlich äußert und sie ins Gespräch bringt. Anstelle des isolierten Subjekts ging es Weite um das Zwischen des Dialogs als Ort des Denkens. Das scheint mir ein neuer Ansatz zu sein.

In der Epoche und eben nicht zeitlos denkend, diese Epoche in das Gespräch mit anderen Epochen führend, so hat er gedacht. Dies meint Geschichtlichkeit. Ich erinnere an das Denken Rosenzweigs, den Welte schätzte, und der teilweise von ihm uns erschlossen wurde, teilweise von Bernhard Casper ihm und uns, und an jenes große Wort, dass „das neue Denken“ der Zeit und des Andern bedarf. Dies ist der neue Ansatz, der sich ganz anders bei Welte als bei Rosenzweig findet, aber die Aufspaltung der verfügbaren Zeitlosigkeit oder des bloßen Relativismus oder des bloßen Subjektivismus oder der bloßen Subjektivität ins Wir, ins Zwischen von Ich und Du, das sind die notwendigen Folgen der Methode, die ich beschrieb, und der Grundentscheidungen, die Welte traf. Denn wenn ich alle Wirklichkeit von ihr selbst her sich mir antun lassen will und nur das anerkennen will, was ich an ihr sehe, dann bedarf ich des Mutes, mich wirklich dialogisch und wirklich geschichtlich mit dieser Wirklichkeit auseinanderzusetzen - sonst entrinnt sie mir und ich bringe sie unter

Kategorien, die sie verfremden und heimlich nur wieder mich mir selbst begegnen lassen und die wirkliche Begegnung ausschließen.

Dass in einem solchen Denken anstelle der begrifflichen Konstruktion jene Sprache tritt, die im je neuen gegenseitigen Sich-Zusprechen und darin im Zuspruch des Entzogenen sich ereignet, leuchtet unmittelbar ein.

IV. Ehrfürchtiges Denken - pietas des Denkens

Dies bedeutet (...) „Denke nichts, was Du nicht gesehen hast, denn sonst hast Du es nicht gedacht.“ Die Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, deren Phänomene meinen unverstellten und eigenen Blick verdienen, und die Unverstelltheit des Denkens in sich, das sich nicht selber unterbietet und das seinem Anspruch von innen her gerecht wird, die Dinge so, wie sie sind, in sich aufgehen zu lassen und zu wieder-holen, das ist dabei der erste Schritt.

Dann aber kommt mit dieser *pietas* ein zweites Moment in den Blick, das wir bereits gesehen haben und das dennoch eines Filters bedarf, damit wir nicht fälschlich doch ein System aus der *pietas* machen: Es ist die Behutsamkeit, das Unbedingte vorsichtig im Bedingten und Endlichen zu ertasten. Welte hatte immer die *pietas*, das Größere als das, was das bloße Denken ist, im Denken zu entdecken.

Das Denken ist in ungeheuerlicher Weise viel größer als es selbst.

Wir treffen auf jenes Innerste, das Bernhard Welte immer wieder mit einem Satz aus dem Zen-Buddhismus belegte und der so tief in den Glauben des Christentums hineinführt wie wenig andere: „Denke dir, dass du über einem bodenlosen Abgrund dich an einer Wurzel mit beiden Händen festmachst. Du hast keinen andern Halt mehr. Und dann öffne die Hände und lasse dich fallen!“ Dies war für Welte ein entscheidender Satz, der die *pietas* des Denkens zuinnerst kennzeichnet: Sich nicht mehr festmachen an sich oder an dem Etwas, das zu denken ist, sondern sich dorthinein fallen lassen, wo es einem die Sprache verschlägt und wo sie sich dann neu zu schenken vermag nach jenem gestern bereits von Bernhard Casper zitierten Wort Leos des Großen: Dort, wo der Ursprung der Schwierigkeit des Sprechens zuhause ist, entspringt auch die Unmöglichkeit zu schweigen. Welte geht es um die *pietas*, die sich letztlich vor dem Unendlichen überantwortet und loslässt und die nicht nur irgendeinen Denkkakt und eine Denkgestalt loslässt, sondern bei der sich jene Grundhaltung des Ausdenken-Könnens und des Gegenüber-Seins wandelt in das radikale Sich-dem-Geheimnis-Anvertrauen, das dann aber den Anschein und zugleich das Leuchten des Nichts hat. Dies das eine.

Das andere: Das scheinbar Kontrastierende und diesem Gedankengang doch von innen her zutiefst Verwandte ist dies, dass Leben, alltägliches Leben und existentielles Leben, mehr ist als das, was Denken aus sich vermag. Denken kommt in die Grenzerfahrung von Tod und Schuld, vor Einsamkeit und Tragik.

Ich kann mich erinnern, dass ich als junger Mann erschrak, wie radikal er vom Tod sprach und wie dabei so gar nichts mehr übrig blieb von meinen Hoffnungen auf Unsterblichkeit - scheinbar. Und erst nachdem ich mit ihm in dieser Vorlesung „den Tod gestorben bin“, wirkte die Stimme nicht mehr als Vertröstung. Sie sagte mir vielmehr, dass ich eigentlich im Nichts auf das hin höre, was als Geheimnis bleibt und mich versiegelt. Und dass eigentlich der, der „Ich bin“ sagt, dieses absolute Geheimnis des Nichts ist. Und wie darin - nicht in einer dialektischen Vermittlung, sondern in einer unableitbaren Weise des Vertrauens - die Hoffnung wächst. Wo das Wort vor dem Geheimnis erstirbt, ehe es sich, wenn Gott will, neu schenkt und vom konstruierenden oder auch begleitenden Denken zum radikalen Ernst wird, in dem dann durch das Nichts hindurch neu sich schenkt, was sich da zeigen will - dort ist *pietas* des Denkens.

V. Das Denken ist offen für Kritik - entlarvt Zerrformen, Instrumentalisierungen

Wertes Weite ist nicht nur die Weite der pietas, sondern auch die Weite der Kritik: der Religions-, der Theologie-, der Kirchenkritik. Die Religionskritik [236] war ihm wichtig, weil er mit äußerster Unerbittlichkeit in einer tiefen phänomenalen Genauigkeit das Wesen des religiösen Aktes deutlich machte, und weil er von hier aus die Perversionen und die Instrumentalisierungen deutlich machen und verurteilen konnte - freilich nicht im Sinn des äußeren Urteils, sondern der Klarstellung und der Herausstellung des Phänomens, wo Religion in Zerr- und Antiformen geschieht. Doch auch hier gehörte wieder die pietas zu seinem Denken, denn auch in solchen Zerrformen wies er das Winken der unausrottbaren Verbundenheit des Menschen mit dem heiligen Geheimnis auf.

Ich war sehr erstaunt, als er einmal ein Plädoyer für die heilige Maria Alacoque hielt. Das hätte ich nicht vermutet. Er sagte: „Die Herz-Jesu-Verehrung kam in einer Zeit auf, zu der die Theologen sich so sehr in reinen Abstraktionen ergingen, dass die Wirklichkeit Jesu, der ein Herz für uns hat, verdeckt wurde. Dann kam diese unbekannte Ordensfrau und hat Jesus mit dem Herzen entdecken dürfen. Dieses Herz war ein Therapeuticum gegen die verkopfte Theologie, die Gott in den Kasten ihrer Begriffe verstaute und so nicht mehr Ihm selber begegnete.“

Er litt darunter, dass es in der Kirche vielerlei Konstruktionen gab, die nicht sichtbar werden ließen, dass es um das heilige Geheimnis geht und nicht um Schutz- und Angstbedürfnisse, die kirchliches Handeln und kirchliche Formeln nicht selten prägen. Ich habe bei Bernhard Welte nicht trotz, sondern in seiner Kirchenkritik gelernt, in der Kirche auszuhalten, weil er die Engen immer wieder auf die Weite hin durchbrach und zeigte, dass auch in den verengten Formen etwas lebt, was unsere Solidarität braucht. „Steig’ nicht aus, lass’ auch einmal einen Gedanken so stehen, wenn du ihn nicht ganz verstehen kannst. Vielleicht wirst du später darauf kommen, vielleicht ist jetzt nicht der *kairos*. Glaube daran, dass nicht allein in der kritisch-historischen oder reflexiven Kompetenz das Urteil über den Glauben liegt, sondern dass es auch das Gefüge von anderen Charismen und auch des Amtes gibt. Sei weit genug, das Verborgene auch dort zu entdecken. Aber habe den Mut zu widersprechen, wo das Wesen pervertiert wird und das Heilige als solches in Gefahr ist.“

Bernhard Welte war ein behutsamer, aber vielleicht gerade dadurch sehr radikaler Kirchenkritiker, der die Kirche zugleich in einem von mir ganz selten sonst bei uns Theologen gefundenen Ausmaß geliebt hat.

VI. Denken führt zur Dankbarkeit

Wenn ich das theologische und das philosophische Denken in seiner Weite und in seiner gegenseitigen Weitung des einen durch das andere bei Bernhard Welte suche, komme ich immer wieder zurück auf seine in einer Vorlesung über Meister Eckhart gegebene Erklärung der Predigt über „Intravit Jesus in quoddam castellum“, von der auch schon etwas angeklungen ist. Eckhart spricht dort von dem Weib, das Jesus Christus aufnimmt und ihn gebiert, in der „Dankbarkeit“.

Was hat Bernhard Welte an diesem Wort so fasziniert? Wir empfangen; und die Jungfräulichkeit ist als die Haltung des Geistes, die leer ist von sich selbst, zu verstehen. Aber das Leersein ist nicht das letzte Ziel, sondern die Jungfräulichkeit des Denkens, das sich nicht mit kleinlichen Gedanken einlässt und das offen ist für das Ganze, darf nicht nur in ihrer Armut verbleiben, sondern sie muss das Wort in sich aufnehmen. Sie nimmt es nur dann in sich auf, wenn sie es verdankt; und sie verdankt es nur, wenn sie in dem, der dankt, neu zum Ursprung wird. Es gilt, zgedachte Gedanken in der Lauterkeit des Herzens aufzunehmen, sie so an uns heranzulassen, dass sie uns verändern und sie sich verändern in uns; diese Gedanken sollen wir so in uns tragen, dass sie im Selberdenken zugleich doch nichts anderes sind als demütige Antwort auf das Wort und diesem so gerade den neuen und unableitbaren Glanz verleihen.

Diese eucharistische Haltung war im Grunde Weltes Lebenshaltung. Für mich sind die beiden Eindrücke aus seinem Sterbezimmer sehr signifikant: Jeden Tag wurde die neu gemalte Rose

Frau Rosa Suiter (sie führte ihm seit 1966 den Haushalt) mit einem geschriebenen „Danke“ und einem „B. W.“ überreicht. Er konnte nicht sprechen, nichts mehr tun, er wollte aber danken, und er hat den Dank durch das Schöne, durch das Zeichen des Schönen, die Rose, vermocht. Und als er schon im Koma lag, zeigte er immer wieder Gesten des Zelebrierens. Dankbarkeit in einem umfassenden Sinn war für ihn entscheidend. Nur ein Denken, das nicht nur kritisch alles um der Wahrheit willen scheidet - das ist auch notwendig -, sondern immer auch neu sich vom Wort beschenken lässt, um es zu verdanken und so neu werden lässt, war der Denkstil von Bernhard Welte. Es kann weder in Theologie noch in Philosophie ein neues Denken geben, das nicht innerlichst von solcher Dankbarkeit geprägt wäre. Nur in ihr ist das, was über die bisherige Geschichte hinausgeht, möglich, nur, wenn es verdankt wird; nur so kann es auch bewahrt und weitergetragen werden und nicht zur bloßen geschichtslosen Jeweiligkeit verkommen.

VII. Wahres Denken geschieht mit den anderen als Partnern und Mitdenkenden in der einen Welt

Zum Abschluss die siebte Stufe: Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie Bernhard Welte von seiner ersten Flugreise zurückkehrte. Er sagte: „Ich wollte nicht fliegen. Ich hatte den Eindruck, ich versündige mich gegen die Götter. Es widerstrebt mir, dass ich von der Erde an einem Punkt starte und ohne Übergang an einem anderen ankomme. Ich muss die Veränderung der Landschaft, der Kulturkreise, der ‚Götter‘ mitmachen; ich kann nicht irgendwo ein- und an einem anderen Ort wieder aussteigen. Das ist doch ungeschichtlich, eine Versuchung zur Unendlichkeit, während ich doch endlich bin. Das ist ein Vergehen. Aber ich habe es dennoch gewagt, mich über meine Vorbehalte hinweggesetzt.“

Warum hat er das getan? Es kamen Studenten aus Lateinamerika, später auch aus dem Vorderen Orient, dem Libanon und aus anderen Ländern dieser Welt, und er merkte, dass diese Menschen nicht nur Gedanken bei ihm lernen und hören wollten, sondern dass sie auch eine neue Chance suchten, ihre „Götter“ mitzubringen und sprechend werden zu lassen für die Botschaft vom einen und gemeinsamen Gott, der nicht konstruiert ist, sondern der aus der Erfahrung des Anderen er-hört wird und der beschenkt mit der Erfahrung des Anderen.

Bernhard Welte hat um des einen Gottes willen sich zu den anderen Göttern hinbegeben, damit im Gespräch der Götter, der *logoi spermatikoi*, die eine Sprache, die weltweite und neue Sprache, wachsen kann. Der für mich letzte Schritt von Bernhard Welte ist nicht jener, der in der Feinheit des Gedankens, der Frömmigkeit oder sogar des eigenen Sterbens steckenbleibt, sondern der hinführt zu dem Anderen, der Partner und Mitdenkender in dieser einen Welt ist.

7. Noch einmal auf die Welt geblickt: Klaus Hemmerle sieht das große, umfassende Wir der Menschheit:

13. SEPTEMBER

Die Welt ist Welt des Menschen,
aber der Mensch, dessen Welt die Welt ist,
das bin nicht ich allein, sind nicht ich und du,
es ist das große, umfassende Wir der Menschheit.
Nur in Gemeinschaft vermögen wir die Welt zu gestalten
und ihre Probleme zu lösen.
Nur was wir miteinander und im Blick auf alle tun,
hat Wirkung und Bestand.
Aus: Offene Weltformel, 55f